



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Eine Blumenlese altdeutschen Humors.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sagte er, und die Gesetze der Moral und Schicklichkeit können für mich keine Geltung haben. Wenn solche Erklärungen bei Madame Bonaparte Unzufriedenheit, Thränen, Klagen erregten, so antwortete er zuweilen darauf mit Gewaltthätigkeiten, die ich hier nicht zu detailliren wage, bis zu dem Augenblick, wo seine neue Leidenschaft plötzlich schwand, und er fühlte, daß die Zärtlichkeit für seine Gemahlin wieder in ihm erwachte. Dann war er von ihrem Schmerz bewegt, suchte seine Beleidigungen durch Zärtlichkeiten wieder gut zu machen, und da sie sanft und nicht starrsinnig war, so wiegte sie sich bald wieder in völliger Sicherheit."

Der Ausspruch: Je ne suis pas un homme comme un autre, les lois de la morale ne sont pas faites pour moi charakterisiren Napoleon I. zur Genüge. Sie zeigen, mit welcher schrankenlosen Selbstsucht er sich weit über alles Menschliche erhaben dünkte, auch auf einem Gebiete, wo die Großartigkeit seiner Stellung ihn vor den Thorheiten thatenloser Wüstlinge hätte schützen sollen. Jedenfalls erscheint der große Rorfe in den Mittheilungen der Frau v. Rémusat in einem Lichte, das uns manche neue Seite seines Innern kennen lehrt, und so werden diese Aufzeichnungen, von denen der erste Theil soeben in der Revue des deux mondes erschienen ist, gewiß nicht verfehlen, auch in Deutschland Aufsehen zu erregen.

Rudolstadt.

G. Dannehl.

---

## Eine Blumenlese altdeutschen Humors.

So bezeichnen wir der Kürze halber eine chronologisch geordnete Sammlung charakteristischer Auszüge aus den hauptsächlichsten humoristischen und satirischen Schriftstellern der letztverflossenen drei Jahrhunderte, die vor kurzem im Stuber'schen Verlag zu Würzburg unter dem Titel „Deutscher Humor alter Zeit. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte von Anfang des 16. bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts, von Heinrich Merckens“ erschienen ist, und die wir als eine im ganzen wohlgewählte empfehlen können, wenn auch nicht — den Damen.

Man hat die größere erste Hälfte des gedachten Zeitraums nach dem in ihr sich vorbereitenden, vollziehenden und ausklingenden Hauptereigniß das Reformations-Zeitalter genannt. Der Ernst dieser Periode, die bekanntermaßen nicht bloß die Reformation der Kirche, sondern auch die der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse gebären wollte, hat aber einen Vorläufer und Begleiter, der auf den ersten Blick wenig zu ihm zu

passen scheint, den Schalk nämlich, der sich bald als humoristischer Erzähler und Sittenschilderer, bald als satirischer Mahner an Irthümer und Gebrechen der damaligen Welt, bald als einfacher Hanswurst äußert, welcher rein um des Späßes willen da ist und auch damit auf reichlichen Beifall zählen kann. Mit Recht sagt Vilmar: „Es hat kein Jahrhundert gegeben, in welchem gleich unerschöpfliche, unauslöschliche Lachlust herrschte wie in dem aller bitteren Kämpfe und Stürme vollen 16. Jahrhunderte.“

Sieht das nun zunächst wie ein unerklärlicher Widerspruch aus, so zeigt sich bei näherer Betrachtung doch sehr bald die Stelle, wo beide, Ernst und Scherz, mit einander verwandt sind. Beide verfolgen, bei letzterem einige Erscheinungen ausgenommen, die nicht gerade die bedeutendsten sind, einen polemischen Zweck, nur jeder auf seine Weise. Beide wollen der erkannten oder nur gefühlten Unnatur und Ungerechtigkeit des Hergebrachten zu Leibe gehen und an ihre Stelle des Naturgemäße, die Wahrheit und das Gewissen setzen; der Schalk aber wählt dazu seinem Wesen nach den Wig, die Ironie, den Schwank und die Poffe, er versucht den Gegner dadurch zu werfen und zu vernichten, daß er ihn lächerlich macht. Er war übrigens, wie angedeutet, schon vor der Zeit, wo die Ideen der kirchlichen und politischen Reformation mit Macht in's Leben traten, am Werke. Der deutsche Humor hat dem großen Drama des Kampfes der Reformatoren mit dem Papstthume den Weg bereiten und die Luft reinigen helfen, und er hat auch der politischen und sozialen Erneuerung Deutschland's, die damals nur versucht, nicht erreicht wurde, vorgearbeitet. Freilich nicht mit klarem Bewußtsein, sondern als dunkler Drang, sodasß der Kern und Zweck seines Verfahrens nicht leicht erkennbar ist.

Die Literatur des 15. Jahrhunderts spiegelt dies, wie Gervinus nachgewiesen hat, in mehreren Schriften deutlich ab. Bis kurz vor dieser Zeit hatte der Adel und der hohe Klerus allein etwas gegolten und geleistet. Jetzt begann es sich auch tiefer zu regen. Das Bürgerthum fühlte sich, wo es erstarkt war; auch die Bauern empfanden hie und da, zuletzt in weiten Kreisen, daß ihre Lage ihrem inneren Werthe nicht entsprach. In diesen Volksschichten wurde man erst in engeren, dann in immer weiteren Grenzen gewahr, daß man in seinem natürlichen, wahrhaftigen Wesen, seinem gesunden, in stetem Umgang mit der Wirklichkeit geschulten Menschenverstande und in seinem Mutterwitz Eigenschaften besaß, welche im Hinblick auf die zur Unnatur gewordene Bildung, Denkart und Sitte der vornehmen Welt, auf die zwecklosen Disteleyen und die Geschwollenheit der in scholastischen Bänden liegenden Gelehrten, auf die himmelsüchtige Mystik des einen und den leeren Ceremonieendienst des andern Theils der Kirche nicht zu verachtende Vorzüge boten. Bald lernte das Volk diese Vorzüge zu Vortheilen ausmünzen, die allerdings vor der Hand nur das Gefühl seiner Ueberlegenheit stärkten. Komische Geschichten gingen von Mund zu Mund und wurden zuletzt gedruckt, in denen die Einbildung der Adlichen oder die schale Weisheit der Schule vor Bauersleuten, die es hinter den Ohren hatten, beschämt die Segel streichen mußte. Der Macht der herrschenden Klassen gegenüber bediente man sich der List, der Angriffswaffe aller Schwachen, und als Schutzwaffe nahm man den Schein der Thorheit vor. Der Narr sah in seinem Reden und

Thun harmlos aus, aber er hatte den Schelm im Nacken und verstand es vortrefflich, die Blößen des Gegners zu erspähen und ihm zu rechter Zeit ein Bein zu stellen.

Ältere Sammlungen von Hiftörchen, die, zum Theil der Wirklichkeit entnommen, solche Vorgänge erzählen, sind die Schwänke des Pfaffen von Kalenberg, die Geschichte von König Salomo und seinem ungeflachten Hofnarren Markolph und der neue Aesop von Burkard Waldis. Die bei weitem am volksthümlichsten gewordene aber ist die, welche uns die Streiche und Kniffe Eulenspiegel's berichtet, und mit welcher unsere Blumenlese ihre Auszüge (nach der Redaktion Thomas Murner's) eröffnet. Till Eulenspiegel ist die zur Person gewordene Gemüthsrichtung jener Kulturperiode, von der wir sprachen, der mit Fleisch und Bein bekleidet in der Welt umherziehende Schwanke, der geborne Silberstecher, Wortverdrehler, Fopper und Prellkünstler, der Diogenes des ausgehenden Mittelalters. Grob, dreist, über die Maßen unflätig wie alle seine Vorgänger und die meisten seiner Nachfolger im Gewerbe der Narren und Schelme, ist er unaufhörlich auf Trug bedacht und wählt sich dabei nicht selten auch Hochstehende zum Ziele. Niemals aber lügt er; im Gegentheil, er erklärt ausdrücklich, daß sein Beruf sei, die Wahrheit zu reden. Die Gestattung, die er vorfindet, hält sich für einen prächtigen vornehmen Pfau, er aber läßt sie in seinen Spiegel blicken, und sie sieht darin eine garstige, blöde, einfältige Gule. Allenthalben, wohin ihn seine Fahrten führen, übt er der Narren Lieblingschabernack aus, die Klugen selbst in Narren zu verwandeln.

Ein naher Verwandter des unsterblichen Till ist der süddeutsche Peter Leu von Hall, dessen Schelmenstreiche Achilles Jason Widmann zur Ergözung schwerer Gemüther in Reime gebracht hat, die 1560 zum ersten Male im Druck erschienen. Hier haben wir einen armen Teufel, der, nachdem er Blockträger, dann Rothgerber und zuletzt Büchsenmeister in einem Landsknechtshere gewesen, Schüler wird und es schließlich zum Dorfpfarrer bringt, in welcher Stellung er allerhand komische Streiche verübt. Sein Name scheint mit seiner ungeheuren Körperstärke zusammenzuhängen, denn er „konnte einen gewappneten Mann auf seiner Hand von der Erde auf einen Tisch heben“. In geistiger Beziehung ist er dummpfiffig. Die Ursache seiner ersten Schelmereien ist sein schlechtversorgter Magen. Dann steigt er etwas höher, indem er den Aberglauben der Zeit verspottet und ausbeutet. Er spielt den Heiligen, er erscheint den Knechten und Mägden im Kunkelhaufe als Gespenst. Bei seiner Unwissenheit will es mit dem Predigen nicht gehen, aber seine Schlaueit beredet die Bauern, sich auf die Zukunft vertrösten zu lassen. Einem Bauern zu Blindheim entlockt er hundert Eier, indem er ihm ein schwindendes Bein wieder gesund zu machen verspricht, was er natürlich nicht vermag. Während der Messe verspeißt er am Altar einen Kuchen, den er für Himmelsbrod ausgibt. Bei einer Beichte läßt er zwei Bauerndirnen in seinen Ofen kriechen und sich durch den darin befindlichen Riß ihre Sünden bekennen. Als sich ein nach Schwefel riechender Nebel einstellt, macht er einem alten Weibe weiß, dies rühre von einem Loch in der Hölle her, das man nur mit geweihter Leinwand zustopfen könne, worauf ihm die Leute das Erforderliche bringen, und er auf diese Weise reichlich mit Gewand und Wäsche für seinen Haushalt versorgt wird.

Sehr zahlreich, aber ihrem Werthe nach sehr verschieden, sind die Anekdotensammlungen, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und darüber hinaus erschienen. Die erste, die für alle anderen das Vorbild wurde, ist die, welche unter dem Titel *Facetiae* zuerst lateinisch, dann auch deutsch erschien und den Tübinger Doktor Heinrich Bebel zum Verfasser hatte. Die Schwänke derselben drehen sich, von letzterem meist unmittelbar aus dem Volksleben herausgegriffen, beinahe nur um die unteren Klassen, Bauern, Landsknechte, fahrende Schüler und Fastenprediger, nehmen aber die rohen Messpfaffen am schonungslosesten auf's Korn. Der Ablasskram, die Käuflichkeit der Pfründen, die Dummheit der Dorfgeistlichen, das wüste Treiben in Rom, alles das ist hier schon so nackt hingestellt und so scharf gezeißelt wie kaum nach Luther.

Talentvoller noch ist Bebel's erster Nachfolger auf diesem Gebiete, der Barfüßermönch Johannes Pauli, aus dessen „Schimpf und Ernst“ Merckens einige charakteristische Proben mittheilt. Pauli schreibt eine vortreffliche naive Prosa voll Leben und feiner Laune. Mit eindringlichster Ironie verkündet er das Lob der Wahrheit, die sich hinter der Narrheit verbirgt, allenthalben begegnen wir der Freude an der natürlichen Einsicht und dem guten Takte der Naturkinder. Mönche, Nonnen, Edelleute, Aerzte, die Humbug treiben, Gelehrte, die von nutzlosem Wissen aufgebläht sind, fahren am übelsten dabei. Der große Gegensatz des gesunden Menschenverstandes gegen alle Verbildung durchdringt das ganze Buch.

Die späteren Sammlungen versahen es, die einen nach dieser, die anderen nach jener Seite hin. Sie moralisirten entweder zu breit und zu absichtlich und merklich, oder sie strebten nur zu unterhalten und zwar meist durch die größten Derbheiten und Schmutzereien. Zur ersteren Klasse gehört zunächst das „Nachtbüchlein“ des Leipziger Schriftgießers Valentin Schumann, ferner Kirchhof's „Wendunmuth“, der, meist aus norddeutscher und fränkischer Volkstradition geschöpft, die Bebel nachgezählten geistlichen Stücke in usum Delphini kastriert und den Anekdoten Verse mit moralischer Nutzenwendung angehängt hat, endlich Büttner's „627 Historien von Klaus Narren“, die ebenfalls jede mit einer langstieligen Moral versehen sind, welche den Geschichtchen ihre naive Harmlosigkeit nimmt. Zu der andern Klasse ist schon Wickram's „Kollwagenbüchlein“, das durch Frey's „Gartengesellschaft“ einen zweiten und durch Martin Montanus in seinem „Wegkürzer“ einen dritten Theil erhielt, zu rechnen. Man verwahrt sich hier zwar in den Vorreden dagegen, bringen zu wollen, was vor Jungfrauen ungebührlich zu reden wäre; nach dem aber, was dann folgt, müssen die jungen Damen damaliger Zeit ganz unglaublich viel zu vertragen im Stande gewesen sein. Noch viel unsauberer sind Lindner's „Kastbüchlein“ und der gleichzeitig erschienene „Kaziporus“; das erstere charakterisirt sich durch die auf S. 188 und 189 unsrer Blumenlese daraus abgedruckten Historien genügend, während der letztere sich schon auf seinem Titel als ein Sammelsurium „neuer Mucken, seltsamer Grillen, unerhörter Tauben und possirlicher Zoten durch einen guten Kumpen allen guten Schluckern zu Gefallen zusammengetragen“ einführt.

Ein Hauptvertreter des deutschen Humors in der ersten Hälfte des 16. Jahrhun-

verts ist wieder Hans Sachs mit seinen Schwänken, komischen Erzählungen aus dem reichsbürgerlichen Leben, landläufigen Schalkspossen, Streichen von fahrenden Schülern u. dgl. Schalkhafter Witz und muthwillige Laune, lebhaft Phantasie, Behaglichkeit und Frohsinn treten uns daraus in angenehmer Mischung entgegen. Ein weiter Blick dagegen fehlt; denn die Erfahrung des wackeren Meisters reichte nicht weit über das Weichbild Nürnberg's hinaus. Schwächer sind der sich an Aesop anlehrende Fabeldichter Erasmus Alberus, der in seinem „Buch der Tugend“ ebenfalls gegen Gebrechen der Zeit polemisiert, und Eucharinus Eyring, der die Sprichwörterammlung Proverbiorum Copia verfaßte, in der er den Sinn der einzelnen Stücke durch Beispiele in gereimten Schwänken und Fabeln erläuterte. Als ein geistreicher Satiriker dagegen zeigt sich Luther in der hier mitgetheilten „Neuen Fabel Esopi“. Aus der Zahl volksthümlicher Schriften, in denen sich zuerst der neue Geist regte, ragt das „Narrenschiff“ Sebastian Brant's hervor, das in der Sprache des gemeinen Mannes die Thorheiten und Laster der Zeit aufdeckt und an Beispielen erkennen läßt, welche verderblichen Folgen sie haben. Die Darstellung ist hier lebendig, knapp und scharf, aber im ganzen doch mehr satirisch als humoristisch. Indes hatte das Buch für die Zeitgenossen großen Werth, sodaß Geiler von Kaisersberg es wagen durfte, einzelne Kapitel desselben seinen Predigten als Text unterzulegen, und das mit einem Humor, der es rechtfertigt, wenn unsere Blumenlese Proben davon einflücht. Ein Nachahmer Brant's, der diesen an erfinderischer Phantasie und Sprachgewandtheit übertrifft, aber mit seinem laugenscharfen Spotte noch weniger wie er den Humoristen beigezählt werden darf, ist Thomas Murner mit seiner „Narrenbeschwörung“, seiner „Gäuchmatt“ und seiner „Schelmzunft“, die namentlich die eitle Gelehrsamkeit, die Habgier und Sittenlosigkeit der Geistlichen und den Verfall der häuslichen Zucht geißeln.

Zu einer andern Gruppe dieser Schriften gehört Dedekind's „Grobianus“, der erst lateinisch, später in deutscher Uebersetzung erschien, ein ironisches Lehrgedicht oder, wenn man will, ein auf den Kopf gestelltes Komplimentirbuch; denn es gibt Anleitung zu „grobianischem“ Leben, mit dem allein man in der Gesellschaft à la mode mit Ehren bestehen könne. In der gereimten Vorrede heißt es, es sei hergebracht, das Gebotene zu unterlassen und das Verbotene zu thun. Seit Salomo und Platon seien viel schöne Bücher geschrieben worden, in denen ein züchtig Leben gelehrt werde, aber die Menschen thäten immer nur das Gegentheil, und so solle es denn hier umgekehrt gehalten werden, es solle das Laster gelobt, und Zucht, Anstand und Scham gescholten werden, vielleicht werde man dann ebenfalls das Gegentheil thun. Und nun schildert Grobianus, wie man nach dem Muster roher Studenten und wüster Landsknechte sich zu bilden habe, wobei das Buch selbst natürlich im höchsten Grade „grobianisch“ wird.

Gleichfalls eine einzige große Ironie ist das „Lalenbuch“, das zuerst unter dem Titel: „Wunderseitsame, abenteuerliche Geschichten und Thaten der Schildbürger in Misnopotamia hinter Utopia gelegen, zusammengetragen durch M. Aleph, Beth, Gimel“ 1598 erschien und später im „Grillenvertreiber“ fortgesetzt wurde. Es verspottet die Einfalt und Beschränktheit der deutschen Kleinstädter und erzählt ihnen allerlei Albern-

heiten und Abgeschmacktheiten nach. Die Schildbürger stammen nach ihm von einem der sieben weisen Meister ab. Der Ruf ihrer ungewöhnlichen Klugheit bewirkt, daß sie, von allen Fürsten und Herren gesucht, fast immer in der Fremde verweilen, wodurch zuletzt ihr eignes Heimwesen derart in Unordnung geräth, daß sie von den Weibern, die inzwischen an ihrer Stelle die Verwaltung besorgt haben, nach Hause zitiert werden. Als sie ankommen, finden sie alles zu Grunde gerichtet. Da fassen sie, da die Weisheit ihnen übel bekommen, den Beschluß, sich fortan der Thorheit zu befleißigen, und dies gelingt ihnen so vortrefflich, daß sie mit der Zeit vollkommene Narren werden, die allerlei Verrücktheit treiben und diese zuletzt damit krönen, daß sie ihre Stadt niederbrennen und mit Rind und Regel ausrücken, um jeder sich eine neue Heimat zu suchen. Seitdem ist die Welt voll weiser Thoren, und es gibt im Deutschen Reich kein Land, das nicht sein Dummerwitz aufzuweisen hätte.

Noch überboten werden die Ungereimtheiten des Lalenbuchs durch das Buch vom „Finkenritter“, das in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erschien und als Vorläufer der Münchhauseniaden des achtzehnten bezeichnet werden kann. Wir sind hier in der verkehrten Welt und in der unmöglichen zugleich, wir sehen ein Lügenmärchen sich abspinnen, das von der Poesie des Unsinnus diktiert ist. Eine Kette von allerhand eigentlich undenkbaren Personen und Ereignissen, in der ein Glied immer vernunftwidriger ist als das andre, entwickelt sich ohne einen andern Zweck als den, Unmöglichkeiten zusammenzuhäufen. Die komische Phantasie, die das betreibt, ist reich und gewandt, und ein Weilschen, sagen wir ein oder zwei Seiten lang, ergötzt man sich an den tollen Einfällen des Verfassers. Dann aber erlahmt das Interesse, man merkt das Rezept, nach dem er komponirt, es wird zuviel der Verkehrtheit. Es muß sich Sinn unter dem scheinbaren Unsinn merken lassen und Unsinn sich unter den scheinbaren Sinn mischen, wenn derartiger Humor auf die Dauer behagen soll, und keinesfalls darf der übertriebene Spaß so lang und breit ausgetreten werden. Die bekannten Lügenlieder, wo der Amboß und der Mühlstein miteinander über den Rhein schwimmen, und der Frosch zu Pfingsten auf dem Eise eine glühende Pflugschar frisst, läßt man sich schon gefallen, aber keine längere Geschichte dieses Stils.

Da gerade dieses Buch wenig bekannt ist, so lassen wir zum Beleg des Gesagten ein Stück aus den Auszügen, die unsere Sammlung mittheilt, hier folgen, nachdem wir noch bemerkt, daß der Ritter Polikarpus von Kirravissa, der Held der Erzählung, dritthalbhundert Jahr, bevor er geboren worden, viele Länder durchwandert und da allerlei seltsame Dinge beobachtet, erlebt und getrieben hat. Er kommt nach Arabien, da die Schafe auf den Bäumen wachsen, woher der Name Baumwolle stammt. Er fährt zu Schiff auf trockenem Land nach Cölesyrien, um dort Geschäfte mit hundert Last destillirtem Vernunftwasser zu machen, das er sich zu diesem Zwecke angeschafft hat. Wieder ein ander Mal „nimmt er den Weg auf die Achsel und den Spieß unter die Füße, bindet sich seinen Degen an die Milz und zieht in die weite Welt hinaus“.

„Und ich kam,“ so berichtet er weiter, „zuerst zu einem steinernen Birnbäumlein. An demselben Ort hing der Weg über die Weiden, da brannte der Bach, und die

Bauern löschten mit Stroh, der Käse und das Brod aßen die Buben, die Hunde wurden von den Hasen gefangen, Hühner und Gänse stellten den Füchsen und Mardern nach, fingen sie und fraßen sie auf.“ An einer andern Stelle begegnet ihm ein „hübscher, schwacher, grauer, junger, blöder, alter, schöner, hurtiger Mann, der an einer Krücke tanzt, ein Bärtchen mit Schindeln gedeckt trägt, ein Badstüblein auf der Nase und an einem Zahn eine Warze hat, an einem Ohre hinkt und mit dem einen Ellbogen stammelt“. In einem ungeheuren Walde stößt er auf einen schneeweißen Köhler, der Tannzapfen brennt, damit Bratwürste daraus werden, die er zu Weihnachten auf dem sauren Käsmarke verkaufen will. Weiterhin kommt er an eine zwillichne Kirche. „Die Glocken waren von Zoppentuch gegossen, die Klöppel darin von Pelzärmeln gemacht; darin stand ein haberner Kaplan, der betete eine gerstene Messe, das Chor war von gebakenen Fladen gemauert.“ In der sechsten Tagereise gelangt der Ritter in ein Dorf, wo die Häuser aus Kalbfleisch erbaut, die Dächer mit Saumagen, Lungen und Lebern gedeckt, die Stuben mit Schinken getäfelt und alle Zäune aus Brat- und Leberwürsten geflochten sind. Einmal fällt er aus Versehen in eine Laute, die so tief ist, daß er einer Leiter von 46 Sprossen bedarf, um wieder herauszusteigen. Ein andermal haut er sich beim Grassmähen mit der Sense den Kopf ab, der Wind entführt ihm denselben, und als er ihm nachläuft, stößt er sich in der Eile mit der Stirn an einen Ast, daß sie ihm blutet.

Alle die hier erwähnten Schriften, namentlich aber die humoristischen Volksbücher, haben eine zu eindringende Wirkung auf die Nation gehabt, als daß man hinter ihnen nicht eine tiefere Bedeutung suchen sollte. Geschmacklos würde es sein, diese in ihnen als Kunstwerken zu suchen. Die Geschichte vielmehr wird uns, wie Servinus zwar nicht ganz klar, aber im ganzen richtig gezeigt hat, berichten, daß sie auf nationaler Grundlage, aus dem Entwicklungsgange des Volkes heraus entstanden sind, und daß sie in Wechselwirkung mit einem Zuge im deutschen Leben standen, der in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters und dem ersten der neuen Zeit sich kundgab. Das Mittelalter hatte sich im gesellschaftlichen Verkehre der vornehmen Stände, sowie auf religiösem Gebiete zu unnatürlicher Höhe verfliegen. Die Uebertreibung des ceremoniellen Wesens und der künstlichen, nur auf Uebereinkunft ruhenden Sitte in den fürstlichen und ritterlichen Kreisen machten den höfischen Verkehr unerträglich langweilig und forderte darum eine Korrektur, eine Ergänzung durch ein Element, das an die ursprüngliche Natur und an die Gleichheit aller Menschen erinnerte. Man hielt sich Hofnarren, welche ohne Scheu vor dem steifen und naturwidrigen Herkommen die Wahrheit sagten. In den Kreisen der Kirche rief dasselbe Bedürfniß ähnliche Erscheinungen in den Bettelmönchen und Fastenpredigern hervor, jenen geistlichen Narren, in denen, wie Servinus sagt, „die scholastische Weisheit plötzlich auf die Verleugnung und Verspottung alles Verstandeswerks in der Religion übersprang“. Die grotesken Gestalten der fahrenden Narren weltlicher und geistlicher Art, die im Leben und in der Literatur des ausgehenden Mittelalters auftraten, kämpften also gegen die Unnatürlichkeit, gegen das konventionelle Wesen, sie waren gewissermaßen die leichten Vortruppen oder die ungeschlagenen Propheten

der in der Luft liegenden Revolution, die des Menschen natürliche Triebe, seine ursprüngliche Ungechliffenheit wieder in ihr Recht einsetzen und zu Ehren bringen sollte. Aus der versteinerten und dabei verdorbenen Gesellschaft, die dieses Umgestaltungsbestreben vorfand, war nichts zu machen, sie mußte erst aller ihr anhaftenden Verkünstelungen entkleidet werden. Die Satzungen, die der Begriff Anstand einschloß, die Resultate gelehrter Gräbelei wurden mit Füßen getreten, die Reaktion gegen das Bestehende trat als karrikaturartiger Cynismus auf. Eulenspiegel und seine ganze Zunft erinnerten in ihrem Gebahren stark an Diogenes und seine Geistesverwandten. Sie gemahnen aber auch, wie Gewinus weiter zeigt, an die Studentenwelt mit ihrem Gegensatz gegen die Welt der Philister und namentlich an die ursprüngliche Burfschenschaft mit ihrer Derbheit und Ungechlachttheit gegenüber den äußerlich glatten, innerlich vielfach faulen Korps. „Die Inkonvenienz ist die Seele des Studenten, wie des Narren-treibens.“ Beide stehen als verkehrte Welt dem Leben außer ihren Kreisen gegenüber. „Das öffentliche Leben in Deutschland zur Reformationszeit ist das wahre Studentenalter der Nation; das Heraustrreten aus sich selbst, aus dem Ungezognen, die Aufklärung in Religionsfachen, die erste Bekanntschaft mit den Dingen der Politik und der Wissenschaft theilt jeder Einzelne in seinen Studentenjahren mit der Nation in der Reformationszeit.“

Die anbrechende neue Zeit kündigte sich im Leben, wie in einem großen Theile der Literatur als reiner Gegensatz gegen die Ritterzeit an. Wie Sancho Pansa zu Don Quixote, so ist Eulenspiegel das Gegenstück zu Parzival. An die Stelle der ritterlichen Abenteuerer mit Adlersfedern auf dem Helme sind fahrende Narren, die mit Eselsohren und Fuchsschwänzen an die Thierwelt erinnern, getreten; nicht mehr höfische Edelle, sondern grobe Bauernrüpel, die jedes Ding ansehen, wie es wirklich ist, und es dreist beim rechten Namen nennen, sind das Ideal eines großen Theils der Nation. Natur verdrängt die Umatur, die Karikatur das Ideal, Rohheit den Anstand, Einfalt die Weisheit, Wahrheit die Sophistik, Zügellosigkeit die starre Konvenienz, Vogelfreiheit das Recht, das zum Unrecht geworden ist. Diese Vertreter der Revolution und Anarchie setzen sich über Alles hinweg. Kein Rang, keine Schranke, keine Obrigkeit flößt ihnen Achtung ein. Sie spotten des Gewohnten und Alltäglichen, der Philisterei und Phantasterei, des Aberglaubens, des Dünkels und der Macht; denn sie wissen sich vor ihrem Gewissen sicher. Sie lachen die Rechtes und Gesetzes, die sich überlebt haben. Sie würden selbst den Teufel pressen. Ihr Beruf ist nur Umsturz; denn Alles, was besteht, ist ihnen werth, daß es zu Grunde geht. An Aufbauen denken sie nicht; das werden Andere nach ihnen thun. Ihre Absicht ist Vereinfachung der Menschen und der Welt, das nächste große Ziel jeder Umwälzung und Erneuerung, und so schneidet ihre Satire alles ab bis auf die Wurzel von Allem, die bloße nackte Natur, die der Mensch mit dem Thiere theilt.

Dieses Streben, richtiger, dieser Drang ist der eigentliche Grund, der innerste Kern und Charakter der oben betrachteten Schriften und der mit ihnen gleichzeitigen Lebenserscheinungen. Und diese humoristische Vorwelle der Fluth der Reformationszeit

hat in der That, wie schmutzig sie auch aussah, reinigend gewirkt. Ihre ganz eigenthümliche satirische Kraft, ihr Muthwille, die Ungebundenheit des Denkens und der Sitte, die sie brachte, verjüngten die deutsche Nation. Die Narrheit hatte in sich nicht bloß ein negatives Wesen, sie stürzte nicht bloß um, räumte nicht bloß auf, sondern barg in sich, wie Servinus sagt, auch positive Kräfte, mit denen sie „dem Volke die verlorene Freiheit des Geistes wiedergab und sie aus dem Schlafe des Alters, der Beschaulichkeit, der Abgeschiedenheit weckte“. Sie verhalf dem Gewissen wieder zu seinem Rechte, sie beseitigte Scholastik und Papismus. Sie tilgte die Altklugheit der greisenhaften Jugend, sie gebar jene jugendlichen Humanisten, welchen der ciceronische Stil und die Belesenheit in dem alten Schriftthum nicht das deutsche Herz verdarb und nicht den Sinn für das Leben tödtete. Der Gebrauch des Lebens wurde wieder an die Stelle der mystischen Askese gesetzt, die Thorheit schaffte, was dazu nöthig war, die Verleugnung der Scheu vor solchem Gebahren. An die Stelle der alten Gefühllosigkeit traten wieder die Leidenschaften, die zwar Kennzeichen der Thorheit, nicht der Weisheit sind, aber, als Zuchtmeister derer wirkend, die nach wahrer Weisheit streben, zur Uebung der Tugend mahnen; denn wo keine Leidenschaft, da ist weder Böses noch Gutes. Wer dem Menschen die Leidenschaft nimmt, die das Leben ist, der behält ein starres Bild in den Händen, „und wer würde,“ sagt Erasmus in seinem *Encomium moriae*, „solch' einen Menschen nicht wie ein Gespenst fliehen und meiden, der stumpf wäre gegen alle Triebe der Natur, der nicht mehr wie ein Stein von Leidenschaft, Liebe und Mitleid bewegt würde, der Alles wüßte, nie irrte, Alles mit der Schnur mässe, nichts übersähe und nur mit sich selbst zufrieden wäre? Welche Stadt würde ein solches Geschöpf, einen absolut Weisen solcher Art zum Vorsteher, welches Heer würde ihn zum Feldherrn, welches Weib ihn zum Gatten wählen? Wer würde nicht vielmehr den ersten besten Narren aus der Hefe des Volkes vorziehen, der, selbst ein Narr, Narren gehorchen oder befehlen kann, der gegen seines Gleichen freundlich, gegen die Gattin zärtlich, bei Freunden heiter, ein guter Genosse beim Trinkgelage, ein munterer Bursch ist und nichts Menschliches von sich fern hält?“ . . . „Gibt es eine glücklichere Menschenklasse als die, welche man Narren nennt? Sie empfinden weder Furcht noch Hoffnung, werden von keinen Sorgen gequält, fühlen weder Scham, noch Ehrgeiz, Neid oder Liebe. Je mehr sie sich der Einfalt der Thiere nähern, desto weniger kann man ihnen ihr Thun als Sünde anrechnen. Ihnen allein verzeiht man alles, was sie reden und thun. Fürsten ziehen den Umgang mit ihnen dem mit thörichten Weisen vor, und lieber als deren verdrießliche Weisheit hören sie die Wahrheit aus dem Munde der Einfalt. Die verhaßte und verstoßene Wahrheit (die Wahrheit und Freiheit, die später mit der Reformation triumphirte, während sie vor ihr als Thorheit erschien) hat allein bei den Narren eine Zuflucht gefunden. Denn, was der Narr auf dem Herzen hat, das zeigt er in seiner Miene und Rede, die Weisen aber sprechen mit doppelter Zunge.“

In späterer Zeit veränderte sich das Wesen dieser Humoristen. Die Narrheit begann gewissermaßen zu altern, sie war und äußerte sich in der Literatur weniger

unbefangen, weniger frisch und fröhlich, weniger ungekünstelt. Der Schwung der Begeisterung für die Revolution, die das dürre, faule, todte Herkommen ersetzen, die Natur, die Wahrheit und die Freiheit zu herrschenden Gewalten machen, die Menschen wieder zu wahren Menschen emanzipiren sollte, die aber nur halb gelungen war, erlahmte. Die hochgradige Wärme, welche man anfangs empfunden, kühlte sich ab. Die stolzen Hoffnungen auf eine einheitliche, mit neuem Leben erfüllte Kirche hatten sich nur halb verwirklicht, die auf gleichzeitige Neubelebung des deutschen Reichs waren gescheitert. Alle Parteien wurden in den wüsten Streit der Theologen hineingerissen, und alles nicht-theologische Wissen und Streben verfiel der Geringschätzung. Die individuelle Entwicklung wurde auf geraume Zeit der Freiheit beraubt. Auch erkennt man in den letzten Dezennien des 16. Jahrhunderts schon den wachsenden Einfluß des Auslandes. Die Scholastik lebte wieder auf. Von den Höfen aus verbreitete sich ein neues conventionelles Wesen über den Adel, dann über andere Schichten der Nation: französische und spanische Etikette. Das Gemüth verlor die eroberten Rechte wieder, und in dem Blute und der Noth des 30jährigen Krieges und der ihm folgenden schweren Kämpfe mit den Reichsfeinden jenseits der Grenzen, den Franzosen, Schweden und Türken, erstickte dem Volke, was ihm von Humor geblieben, allmählich fast ganz.

Indeß gewahren wir in der ersten Zeit dieses Niederganges des geistigen Lebens der Deutschen auf dem Gebiete der humoristischen Literatur noch manche Erscheinung, die dem Besten beizuzählen ist, was das 16. Jahrhundert hervorbrachte, und so hat der Herausgeber unsrer Blumenlese bei seiner Auswahl auch diese Periode berücksichtigt.

In erster Reihe ist hier Johann Fischart zu nennen, wohl nicht bloß der bedeutendste Satiriker und Humorist seiner Zeit, sondern einer der bedeutendsten aller Jahrhunderte und Völker, jedenfalls übergewaltig von Geist, sprudelndem Leben und übermüthiger Laune, ein Kenner der Welt und der Menschen, wie selten einer, ein Beherrscher der Sprache, ein Schöpfer neuer Worte und Redewendungen, wie vor und nach ihm keiner unter den Deutschen auftrat, um deren Thorheiten und sittliche Schwächen zu malen und zu verspotten. In ihm finden wir am Ende des 16. Jahrhunderts gewissermaßen das ganze Wesen dieses Jahrhunderts, so weit es in unsere Besprechung gehört, konzentriert. „Er ist,“ wie Wilmar urtheilt, „eine unerschöpfliche und wahrhaft köstliche Fundgrube für alles das, was in Sitte und Sprache, in Liebe und Haß, Spott und Scherz, in Anekdote und Sprichwort, in Lied und Gesang damals noch im deutschen Volke vorhanden war. Darum ist er der Beziehungen und Anspielungen voll und übergewaltig und kann nicht verstanden werden, wenn man sich nicht mit ihm mitten in jene Zeit hineinstellt und sich mit dem ganzen Anschauungskreise des 16. Jahrhunderts bekannt macht, sodaß eine längere Beschäftigung mit ihm und für manche Parteien ein eignes Studium zu vollständigem Verständniß erforderlich ist, das sich aber auch voll und oft glänzend belohnt sieht.“ Das bekannteste seiner Werke ist die „Affentheuerliche, Naupengeheuerliche Geschichtsklitterung“, eine freie Bearbeitung des ersten Buches des „Gargantua und Pantagruel“ von Rabelais, worin er alle Irrungen und sittlichen Schäden seiner Tage mit aristophanischer Meisterschaft verspottet. Gegen

das Papstthum und die Pfaffen- und Mönchswirthschaft eifert sein „Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms und seiner Hummelszellen“, sowie „der Barfüßer Sekten- und Rutenstreit“, gegen die Jesuiten, die er „Jesuwider, die Schüler des Ignazio Lugievoll“ nennt, das „Vierhörnige Jesuitenhüttlein“, gegen den Aberglauben sein Buch „Aller Praktik Großmutter“. Kein komische und durchweg von erquicklichem, wenn auch sehr derbem Humor erfüllte Dichtungen von ihm sind „Flöhhaß, Weibertrag“, die Schilderungen eines Prozesses der Weiber gegen ihre kleinen Plagegeister und „der Ausspruch des Esels in strittigen Sachen der Nachtigal“.

Eine neue Dichtungsgattung war die allegorisch-satirische Thierfabel mit didaktischer Tendenz, die in Nollenhagen's „Froschmäusler“ hervorragende Vertretung fand. Auch hier wird beabsichtigt, lachend die Wahrheit zu sagen. Anfänglich mehr in der Weise von „Keineke Fuchs“ und anderen Thierepen gehalten, nimmt das der angeblich home-rischen „Batrachomyomachia“ nachgebildete, aber in ihrem Tone durchaus selbständige Gedicht im weiteren Verlaufe immer mehr den Charakter der Satire an, und wenn die Weisheit der Frösche und Mäuse, die man hier hören soll, weil man die göttliche und menschliche nicht mehr mag, zuweilen durch Weitschweifigkeit ermüdet, so ist das Ganze doch mit seinem bunten Reichthum und seinem lebenswürdigen Humor den besten Produkten der altdeutschen Komik beizuzählen. Wir bedauern, daß unsre Blumenlese nicht auch von ihm etwas bringt. Eher kann man sich darüber trösten, daß der Sammler Myrer's Komödien und Fastnachtspiele unberücksichtigt gelassen hat, da sie Hans Sachs, ihr Vorbild, nicht erreichen.

Im 17. Jahrhunderte fließt der Born des Humors in Deutschland nur kümmerlich. Am wenigsten ist dies der Fall bei solchen literarischen Erzeugnissen, die sich an die Masse des Volkes wenden mußten, in welche sich der Rest des nationalen Lebens zurückgezogen hatte. Solche sind u. a. Lauremberg's in plattdeutscher Mundart verfaßte „Beer Scherzgedichte“, die, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts erschienen, die Modethorheiten der Zeit in Sitte, Sprache und Kleidung lächerlich machten. Ferner gehört hierher der geist- und gemüthvolle Balthasar Schuppianus mit seinen „Lehrreichen Schriften“, dann, als ein Humorist ersten Ranges und ein vortrefflicher Erzähler Grimmelshausen mit seinem „Simplicissimus“ und seinem „Vogelneß“. Nicht ohne Berücksichtigung durfte als Probe für die durch unbegabte Nachahmer Grimmelshausen's in Menge in die Welt gesetzten afterhumoristischen Schelmenromane die 1696 erschienene Schrift „Schellmuffsklys wahrhaftige curiöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande“ bleiben, die wahrscheinlich eine Verspottung dieser Produkte mit ihren ungeschickten Uebertreibungen sein sollte. Bald klingt hier der Ton des Gargantua durch, bald werden wir an den Finkenritter erinnert, bald begegnen wir Stellen, die wie die Erzählung aufschneidender Handwerksburschen aussehen. Der Held des Buches, der seine Berichte mit häufigem „der Teufel hole mich, wenn's nicht wahr ist“ zu bekräftigen pflegt, wird von seiner durch eine Katte erschreckten Mutter ganze vier Monate vor der rechten Zeit geboren, kann schon am neunten Tage reden wie ein Alter und ist sich dann an Ziegenmolken fett und stark. Er wird ein Thunichtgut, Grenzboten III. 1879.

der statt in der Schule was zu lernen oder bei dem Kaufmanne, zu dem er in die Lehre gethan wird, sich des Handels zu befeißigen, lieber allerhand lose Streiche treibt, nach Sperlingen oder den Fensterstheiben der Nachbarn schießt und dgl. Zuletzt macht er seiner Mutter den Vorschlag, ihn mit einem Stücke Geld in die Welt hinauszuziehen zu lassen; „vielleicht werde ich,“ sagt er, „durch mein Reisen ein berühmter Kerl, daß hernach, wenn ich wiederkomme, jedweder den Hut vor mir muß unter den Arm nehmen, wenn er mit mir reden will.“ Die Mutter ist's zufrieden, und Schellmuffsky reist ab. Er kommt in Gesellschaft eines Grafen, der mit ihm herumfährt, und mit dem er ein grobianisches Leben voll Unfug und Unflath führt. Ueberall macht er mit der Erzählung seiner Schwänke Glück, über alles, was er thut, sperrten die Leute den Mund auf, seine ungeschlachten Sitten nützen ihm mehr, als sie ihm schaden. Er besucht den Großmogul, steht das Lebermeer, Sirenen und Seewunder und kommt als Lump wieder nach Hause, wo er entdeckt, daß er seine Muttersprache nicht mehr versteht, und daß er sich in seiner Vaterstadt nicht mehr zurecht zu finden weiß. Niemand glaubt seinen Erzählungen, und verdrießlich greift er wieder zum Wanderstabe. Abermals erlebt er allerlei Unglaubliches. In einem Kloster versehen ihn die Mönche, die er „Aleebier“ brauen gelehrt, das mit den Fingern gegessen wird, zum Danke dafür mit sechs Ellen dickem Speck. Auf dem Wege nach Venedig wirft der Postillon auf den Bergen der dortigen Sandwüste den Wagen über tausendmal um, in der Stadt selbst angelangt, wird Schellmuffsky von der Wirthin im Weißen Boock, bei der er einkehrt, in eine Kammer geführt, in der über zweihundert gemachte Betten stehen, er gewinnt das große Loos, zieht mit 99 Trommelschlägern und 98 Schalmeipfeifern zu Pferde durch die Stadt und wird vom Rathe empfangen, der in einem 11 Treppen hohen Saale tagt, und ihn mit einem Glase, das 20 000 Thaler werth, beschenkt. In Padua haut er einem Studenten mit einem Streiche seines Degens beide Ohren und die Nase ab. In Rom wohnt er dem Heringsfang in der Tiber bei, küßt dem Papste, der, Pelzstrümpfe an den Füßen, auf einem Großvaterstuhl sitzend schläft, die Füße, besetzt auf der Tiber Hans Barth, den Seeräuber, schickt seinen Lohn für diese That, eine Tonne Heringe, seiner Mutter und zieht dann, von dieser brieflich heimzitiert, nach Hause, wo er, unterwegs von Buschfleppern des Schwarzwalds, „der zwei Meilen Wegs von Nürnberg liegt“, ausgeplündert, im bloßen Hemde wieder ankommt. Die Mutter jagt ihn fort, und man erfährt, daß er in Wirklichkeit nur ein paar Tage weg, daß er in der Zwischenzeit betrunken gewesen, und daß alles, was er erzählt hat, erlogen ist.

Einige andere Auszüge aus der humoristischen Literatur des 17. Jahrhunderts übergehen wir; auch die komischen Predigten Abraham's a Sancta Clara und Johst Sackmann's bedürfen nur kurzer Erwähnung. Was die erste Hälfte des nächsten Säkulums an komischer Literatur erzeugte, war von sehr geringer Bedeutung. Hausbackner Alltagsverstand war die Signatur der Zeit, die Achtung vor einem der edelsten Güter des nationalen Lebens, der Sprache, war tief gesunken, allenthalben Noth, Druck, Beklemmtheit, Beschränktheit des Sehens und Könnens, selten ein Ausflug von gesundem Humor. Was die Zeit allenfalls davon aufzuweisen hat, findet in der Satire Aus-

druck und mag aus den Proben ersehen werden, welche unsre Blumenlese uns aus Heinrich Leidenborn's Schrift „Der die Welt beleuchtende Römische Diogenes“ zu kosten gibt. Es ist aber nicht viel daran. Die Hauptsache besteht in schalen, matten Scherzen, und wir freuen uns, nicht dazu verurtheilt zu sein, das Ganze lesen zu müssen. Der Humor war den Deutschen, soweit sie Bücher schrieben, erloschen. Neue Wandlungen des Volksgeistes waren erforderlich, ihn wieder aufleuchten zu lassen.

## Literatur.

Wörterbuch der ostfriesischen Sprache von J. ten Doornkaat Koolman.  
1. Band. A bis Gütjen. Norden, Verlag von H. Braams, 1879.

Der Herausgeber dieses Wörterbuches ist der bekannte nationalliberale Reichstagsabgeordnete, der im Privatleben Fabrikant ist. Der Titel sollte nicht von Sprache, sondern von Mundart reden; denn das Friesische des zwischen den Mündungen der Ems und der Weser wohnenden Volkes unterscheidet sich nur wenig von dem plattdeutschen Idiom, das von den Nachbarn gesprochen wird. Schon im 16. Jahrhunderte begann hier das Niederdeutsche die ostfriesische Volkssprache zu verdrängen, und dies geschah im Laufe der späteren Zeit so vollständig, daß jetzt in diesem Küstenlande Plattdeutsch, nicht Friesisch die Hausprache ist, eine Mundart, die allerdings in ihrem Wortschatze mancherlei Reste der alten friesischen Sprache bewahrt. Nur an zwei engebegrenzten Stellen dieser Landschaft lebt letztere noch fort: auf der Insel Wangeroog und in drei von großen Sümpfen umgebenen Dörfern des südwestlich von Oldenburg gelegenen Saterlandes. Aehnlich verhält sich's heiläufig mit dem Idiom der Nordfriesen, die in der Provinz Schleswig-Holstein die Küsten und Inseln der Nordsee von Husum aufwärts bis in die Gegend von Ripen bewohnen, nur sind hier neben plattdeutschen auch dänische Elemente in die Volkssprache eingedrungen. Einzig und allein noch die in Holland und zwar um Hindeloopen und Leeuwarden wohnenden Westfriesen reden durchweg die Sprache ihrer Väter und bewahren ein stark ausgeprägtes Stammbewußtsein.

Abgesehen von dieser Ungenauigkeit des Titels ist das Werk, welches auf drei starke Bände großen Formats berechnet ist, eine achtbare und werthvolle Leistung, die um so mehr willkommen geheißen werden muß, als über den vom Herausgeber behandelten Dialekt bisher nur ein in seiner Art nicht übles, aber unvollständiges kleines Handlexikon existirte, welches keinerlei Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhebt. Der Herausgeber ist geborner Ostfrieser, der schon als solcher ganz besonders für die Aufgabe, die er sich gestellt, geeignet war; er steht mitten im Volke, verkehrt in Folge seines eigent-